

### Bezugs-Preis

In der Hauptredaktion über den im Sicht-  
kasten und den Sonnen vertriebenen Aus-  
gaben abgezahlt: vierzigpfennig. A. 4. 30.  
Bei gewöhnlicher täglicher Auflösung bis  
heute A. 5. 30. Durch die Post bezogen für  
Deutschland und Österreich: vierzigpfennig  
A. 6.—. Dreierte täglich: vierzigpfennig  
bis Ausland: monatlich A. 7. 50.

Zur Morgen-Ausgabe erscheint um 7 Uhr,  
die Nach-Ausgabe um 8 Uhr.

### Redaction und Expedition:

Johannisthal 8.

Die Expedition ist Wochenlang ununterbrochen  
geöffnet von früh 8 bis Abend 7 Uhr.

### Filialen:

Cito Niem's Berlin, (Altes Haus),  
Universitätsstraße 3 (Paulinum);  
Luisi's Wohl, Rotherstraße 14, part. und Königstraße 7.

Nº 288.

### Morgen-Ausgabe.

# Leipziger Tageblatt

## und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig,  
des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Freitag den 9. Juni 1899.

### Anzeigen-Preis

Die gesetzliche Zeitseite 20 Pf.  
Reklame unter den Reklamationsblättern (4 ge-  
schrieben) 50 Pf., vor dem Sammelschriften  
(6 geschrieben) 40 Pf.  
Größere Schriften laut unserem Preis-  
verzeichniß. Tafelblätter und Illustratio-  
nen höheren Zins.

Extra-Büllagen (gefaltet), nur mit der  
Morgen-Ausgabe, ohne Postförderung A. 10.—  
A. 10.—, mit Postförderung A. 20.—

### Annahmeschluß für Anzeigen:

Abend-Ausgabe: Samstag 10 Uhr.  
Morgen-Ausgabe: Nachmittag 4 Uhr.  
Bei den Filialen und Auslandssstellen je eine  
halbe Stunde früher.

Anzeigen sind fests zu die Expedition  
zu richten.

Druck und Verlag von E. Volz in Leipzig.

93. Jahrgang.

### O, du mein Österreich!

Die römisch-katholischen Kirchen des habsburgischen Staates halten zu Pfingsten von dem Hymnus wieder: vom erauernden spiritus! Und in der That, nicht für das Herrschaftsgebiet des Ultramontanismus nötiger, als daß christlicher Geist in dasselbe einzige; wie wenig es von diesem erhofft scheint, zeigt das Verhalten der österreichischen Machthaber wider die evangelische Bevölkerung. Das ist Ihnen nicht „die Kraft aus der Höhe“, die das Hartt des Nationalsozialismus so aufsetzt und das Bajonetts des Gendarmerie aufschlägt oder in den Stechenkittel der Beschimpfung und Verleumdung sich steckt, um einer geistigen Richtung den Weg zu verlegen. Was nimmt man sich dort bloß gegen die Evangelischen zu? Sie werden schwerlich, wenn sie werden wollen, bewegen! Man sieht sich gar nicht mehr die Mühe, dies Vorgehen gleichzeitig zu begründen; sie ist auf auswärtige Hilfe angewiesen; auch die römisch-katholische Kirche in Sachen bedarf Geistlicher aus fremdem Lande; sie würde in ihrer Tätigkeit sofort gehindert werden, wenn unsre Kirchiten ebenso gegen die katholische Kirche vorschriften, wie die Österreichischen gegen die evangelische Kirche. Das sollte man in Wien bedenken; die Rücksichtslosigkeit drückt fordert zu Repressalien auf unsrer Seite.

Freilich, man rechnet dort mit unserer Michaelnatür, mit der deutschen Gutmäßigkeit, Langsamkeit und Geduld; aber man überzeugt, daß auch deren Haben einmal und plötzlich reichen kann. Und daß er dünner und dünner wird, das bewirkt die Arbeit der habsburgischen Regierung. Man sündigt auf das Axiom los, daß das deutsche Blut des Bündnis mit Österreich nicht entzählen könne. Aber auch politische Beziehungen zwischen den Staaten haben ihren Platz zuletzt an der Kampagne der Wölfe; schwindet diese, so zerfällt auch das Band der Gemeinschaft. Und wahrlich, großes Geschäft, die Regierung und das Vertreten der Reichsabteilung zu den schwärmenden Gemeinschaften zu untergeben, hat wohl seit einer Regierung an den Tag gelegt als die, die nach „Groß Thun“ hieß. Aber darnach fragt man jetzt nicht, der Klerus will es anders und die Regierung gehorcht. Wie wenig müssen deren Verlierer doch davon wissen, was zum Verharmlosen und Verdecken eines Staates gehört; hätten sie irgend etwas von Hegel gelernt, so befäßen sie sich vielleicht darauf, daß der Staat weiselmäßig durch das Vertrauen seiner Bürger zu seiner Rechtsordnung geführt wird. Aber über diese schwingt man sich leicht hin am Stabe feudaler clerikalischer Aufsicht hinweg; man nimmt den Österreichern den letzten Rest von Zuversicht auf Geschichtlichkeit, also wieder vom ersten Schulbiß, den Pfeilsmann, ganz besonders entwöhnen. Das kann doch kaum den jungen Machthabern verborgen sein, wie wenig Abhängigkeit, wie wenig Vertrauen zu seiner Zukunft der habsburgische Staat in allen Ecken der Bevölkerung, auch in den Kreisen der Beamten bis dahin zu den höchsten Stellen, besitzt. Rücksicht mit einem Fleh dem fürglänzenden Druck des Staatsbeamtenfests, zur Flamme anzublasen, zerdrückt man an ihm noch die leichten Funken. Was erreicht man? Auf einer Seite wird die Verbürtigung immer gedroht und die Überzeugung fehlt, daß ein solcher Staat, der die Gemeinschaft auf, auf die Dauer nicht bestehen kann, während andererseits gewiß auch manche einschlächtig und dazu getrieben werden, ihr inneres Leben zu verschleiern, d. h. zu brausen; die Geheimungsklumperei wird gepflegt. O, du mein Österreich, was soll aus dir werden, wenn deine Bürger in Pessimismus und Geheimungsklumperei ihre moralische Kraft einzählen, und diese ist doch die stärkste Glücksbringerin Gemeinschaften.

Aber wie die österreichischen Unterthanen, so erleiden auch die Reichsbürgerschaften von den Organen der Regierung in der evangelischen Bewegung volle Willkür. Es ist leider brauchen daß

Unschen des deutschen Fleisches gefunden; in ihm ist die Periode der „alten Wasserstrahlen“ vorüber. Sünden wie nach in dieser, so wäre schwerlich Pastor Goering aus Leisfeld in solch schändlicher Weise von dem Wiener Polizei auf Waffen und Lust unterfüttert und dann, wegen des Scheins politischer Agitation“ ausgewiesen worden; so hätte man sicher Beleidigungen, den Pastor Schneider, der von dem Presbyterium in Langenau zum Geistlichen gewählt werden sollte, ohne allen Grund über die Grenze zu schaffen; so würde man nicht den evangelischen Gemeinden, die Prediger brauchen, aber bei dem Mangel an theologischen Theologen nicht finden können, es so schwer machen, zeitbedeutsame Thesen zu verufen. Keine Diözesanische kann die persönlichen Kräfte, wie sie zu ihrem Dienst wichtig hat, aus ihrer Macht trennen; sie ist auf auswärtige Hilfe angewiesen; auch die römisch-katholische Kirche in Sachen bedarf Geistlicher aus fremdem Lande; sie würde in ihrer Tätigkeit sofort gehindert werden, wenn unsre Kirchiten ebenso gegen die katholische Kirche vorschriften, wie die Österreichischen gegen die evangelische Kirche. Das sollte man in Wien bedenken; die Rücksichtslosigkeit drückt fordert zu Repressalien auf unsrer Seite.

Freilich, man rechnet dort mit unserer Michaelnatür, mit der deutschen Gutmäßigkeit, Langsamkeit und Geduld; aber man überzeugt, daß auch deren Haben einmal und plötzlich reichen kann. Und daß er dünner und dünner wird, das bewirkt die Arbeit der habsburgischen Regierung. Man sündigt auf das Axiom los, daß das deutsche Blut des Bündnis mit Österreich nicht entzählen könne. Aber auch politische Beziehungen zwischen den Staaten haben ihren Platz zuletzt an der Kampagne der Wölfe; schwindet diese, so zerfällt auch das Band der Gemeinschaft. Und wahrlich, großes Geschäft, die Regierung und das Vertreten der Reichsabteilung zu den schwärmenden Gemeinschaften zu untergeben, hat wohl seit einer Regierung an den Tag gelegt als die, die nach „Groß Thun“ hieß. Aber darnach fragt man jetzt nicht, der Klerus will es anders und die Regierung gehorcht. Wie wenig müssen deren Verlierer doch davon wissen, was zum Verharmlosen und Verdecken eines Staates gehört; hätten sie irgend etwas von Hegel gelernt, so befäßen sie sich vielleicht darauf, daß der Staat weiselmäßig durch das Vertrauen seiner Bürger zu seiner Rechtsordnung geführt wird. Aber über diese schwingt man sich leicht hin am Stabe feudaler clerikalischer Aufsicht hinweg; man nimmt den Österreichern den letzten Rest von Zuversicht auf Geschichtlichkeit, also wieder vom ersten Schulbiß, den Pfeilsmann, ganz besonders entwöhnen. Das kann doch kaum den jungen Machthabern verborgen sein, wie wenig Abhängigkeit, wie wenig Vertrauen zu seiner Zukunft der habsburgische Staat in allen Ecken der Bevölkerung, auch in den Kreisen der Beamten bis dahin zu den höchsten Stellen, besitzt. Rücksicht mit einem Fleh dem fürglänzenden Druck des Staatsbeamtenfests, zur Flamme anzublasen, zerdrückt man an ihm noch die leichten Funken. Was erreicht man? Auf einer Seite wird die Verbürtigung immer gedroht und die Überzeugung fehlt, daß ein solcher Staat, der die Gemeinschaft auf, auf die Dauer nicht bestehen kann, während andererseits gewiß auch manche einschlächtig und dazu getrieben werden, ihr inneres Leben zu verschleiern, d. h. zu brausen; die Geheimungsklumperei wird gepflegt. O, du mein Österreich, was soll aus dir werden, wenn deine Bürger in Pessimismus und Geheimungsklumperei ihre moralische Kraft einzählen, und diese ist doch die stärkste Glücksbringerin Gemeinschaften.

Aber wie die österreichischen Unterthanen, so erleiden auch die

Reichsbürgerschaften von den Organen der Regierung in der evangelischen Bewegung volle Willkür. Es ist leider brauchen daß

man kann sich durch geistige Mittel nicht aufrecht erhalten; es behält seine Herrschaft nur, wenn ihm der staatliche Arm zur Verfügung steht. Freilich, noch innert ist dieser im Dienste Romas seine Kraft verhältnisgegengesetzt. Der Jesuitismus treibt jedes Gemeinwohl in den Abgrund; das heißt auch das Schicksal der habsburgischen Monarchie werden, wenn man sich nicht dem Geiste des Ignatius von Loyola entzieht. Gelingt dies nicht, dann wird zu der Substanz des Reichsstaates das Ende: „O Du mein Österreich“, nur noch als Trauer- und Klageschrei erlingen. M.

„Freiwillige Zeitung“ für angezeigt erachtet, werden das Gegen-  
teil von dem ergreifen, was sie beabsichtigen.

II Berlin, 8. Juni. (Ausstellung von Arbeits-  
beschreibungen.) Zur Aufstellung von Grundsätzen,  
nach denen die Verwaltungsbüros der Ausstellung von  
Arbeitsbeschreibungen zu verfahren hätten, um späteren Ver-  
handlungen derselben vorzubereiten, bat sich das Reichs-  
versicherungsamt für unzulässig erklärt. Es mußte vielmehr dem pflichtmäßigen Ermessens der Verwaltungsbüro-  
behörden überlassen bleiben, auf welche Weise sie sich die Überzeugung verschaffen, daß der Rentenberebere in den  
bezeichneten Seiten in einem Versicherungsfähigen Lebens-  
stande vertritt habe. Andererseits aber dürfe auch  
den Versicherungsbüros das Recht einer Nach-  
prüfung der Arbeitsbeschreibungen, sowie der sonst maß-  
gebenden Unterlagen sowohl bei der Aufstellung wie bei der  
Verbilligung der Renten nicht versagt werden, und zwar  
ohne Rücksicht darauf, daß die Beschreibungen von Behörden  
ausgestellt seien. Denn die Verwaltungsbüros seien bei den  
angestellten Untersuchungen vielfach an untergeordnete Stellen oder auf die Aussage unverantwortlicher, dritter Per-  
sonen angewiesen, so daß Irrtümer nicht ausgeschlossen seien  
und auch statthaft — wie die Erfahrung lehrt — zu-  
weilen vorkommen. Allerdings habe das Reichsversicherungsamt  
bei Verhandlungen über die Jahre 1888 bis 1890 stets  
den Standpunkt eingenommen, daß keine allgemeine Nach-  
prüfung allgemeiner amtlicher Beschreibungen stattfinden soll, um nicht den angestrebten Erfolg in Widerholt zu  
der bisher sehr erfolgreichen Mühelosigkeit zu sezen. Wenn  
in den Gründen die Aussicht auf eine Aussicht auf eine  
„Freiwillige Zeitung“ identisch ist. Möglich stimmt auch der  
„Beobachter“ der neuen Colonialerwerbung nicht vorbehaltlos zu; aber während die „Freiwillige Zeitung“ lediglich den wirtschaftlichen  
Wert des Infrastrukturen und Augs. Jahr, erkennt der „Be-  
obachter“ an, daß bei dem neuen Kolonialstaat auch andere  
Gesichtspunkte als die materiellen Bedürfnisse verhindern. Der „Be-  
obachter“ drückt aus einem Artikel der vollständlichen  
„Freiwilligen Zeitung“ folgende Stelle ab: „Allzu so wichtig  
wie die Erwerbung der Inselgruppen ... vom wirtschaftlichen  
Standpunkt nicht ansehen dürfen. Wirtschaftsmöglicher-  
maße ist die Erwerbung der Karolinen gerade im gegenwärtigen  
Augenblick auf die Völker einen erheblichen mora-  
listischen Eindruck zu Gunsten Deutschlands...“. Die eine Wirkung wird der Übergang der Karolinen in deutschem  
Besitz zweifellos haben, das Unsehen der deutschen  
Nation unter den Regierungen und Völkern auch in fremden  
Gebieten zu erhöhen.“ — Diese Ausschaffung  
der Dinge, erklärt der „Beobachter“, nähert sich der  
unserigen. Offenbar stimmt den „Beobachter“ nur die  
Zeige, ob die Kaufsumme und die jährlichen Verwaltungskosten  
nebst dem Aufwand für die in jenen Seeprovinzen zu unterhaltenden  
Kreuzer in richtigen Verhältnis stehen zu dem erzielten  
moralischen Einbruch und dem idealen Werth. — Der Regierung  
durstet es nicht schwer fallen, den Beweisen des demokratischen  
Vlates erfolgreich zu begegnen. Denn mit dem „Be-  
obachter“ amerikanischen Werth des neuen Kolonialstaates  
ist seine Bedeutung freimäßig erschöpft; um letztere richtig zu  
würdigen, muß man berücksichtigen, wie sehr der Wert der  
Karolinen in maritimer Beziehung und im Hinblick auf  
die handelspolitisch und diplomatische Situation  
in Ostasien ein Gewicht hält. Gewiß moet man jerner, daß  
die Regierung über die Höhe des Kaufpreises, über die Ver-  
waltungskosten und über die Kosten, die der Marine aus der  
neuen Erwerbung entstehen, sicherlich eine befriedigende Abschätzung  
wird erzielen können, so ist vielleicht die Hoffnung nicht allzu  
hoch, ein Teil der habsburgischen Demokratie werde der Er-  
werbung der Karolinen zustimmen. Wie aber auch die demokratischen  
Parlamentarier im Reichstage abstimmen mögen: die  
Haltung des „Beobachters“ ist ebenso kennzeichnend wie er-  
freulicher Weise dafür, daß die Colonialpolitik immer mehr  
Boden im deutschen Volke gewinnt. Die geschäftigen Unter-  
treibungen, mit denen unsere Colonialpolitik zu bekämpfen die

„Beobachter“ ist, mit Recht bemerkt, in der That den „Beobachter“ mit primus inter paros. Wenn nur der Kaiser eines Tages erklärt: „Ihr Freiheit! Ihre Macht ist am nicht überzeugt, ihm kann überall in Eure Rechte eingerissen“, so würden  
sich die unzufriedenen Nachbarn nicht anstreben, die That  
für einen gemeinsamen Staatskrieg zu erklären.“ Der Vergleich  
irrt, wie die „Beobachter“ mit Recht bemerkt, in der That den  
Gott auf den Kopf, aber daß er die „Beobachter“ verdrückt, ist  
sehr ungünstig. Der Marsh. Paul IX. hat sich wirklich in  
Capitol III seiner Constitution vom 18. Juli 1870, die in  
Capitol IV die Unschuldbartes enthält, zum ersten Bischof jeder  
Diözese gemacht, der jedem Augenblick sich an die Stelle des  
weltlichen Bischofs setzen kann. Auch das zweite Beispiel von  
„Cultuskämpfern“, das die „Beobachter“ anführt, ist bitter, aber  
wahr: „Der Marsh kann sämtliche Katholiken, die „mahren“  
und „anhändigen“, begeistern wie eine Drachtoppe. Das ist der  
Ultramontanismus.“ Doppelt schmerzlich trifft dieser Vergleich  
nach der Schriftlichen Verurteilung, denn im Falle Schill mache  
die „Beobachter“ sich selbst wie eine Drachtoppe mitnehmen. Es ist

### Feuilleton.

#### Neue Dramen.

II.

Das Schicksal der Dramatiker hängt heutigen Tages zum großen Theil von den Theaterdirektoren ab: Dramen, die nicht aufgeführt werden, fristen ihre Existenz in einem Dunkel, das auch den neuen Literaturgeschichtlers nicht erhellt wird; denn Quellenstudium, welches auch die Literatur der Gegenwart verlangt müßte, gilt hier nicht für ein wissenschaftliches Erfor-  
derern; eine Literaturgeschichte schreibt der anderen ihre „großen Dichter“ nach und führt vielleicht einen oder den anderen periodischen Betannen über einen Dramatiker, dessen Schicksale geradezu dem Unschuldbaren Schicksal entspricht. Das ist der Fall mit Appius Claudius, einem eisernen Arbeiter, der ein Diktator, der in Rom selbst Alles nieberlegt, was seine Be-  
strebungen streng, König von Rom zu werden; rücksichtlos tritt er nicht nur den Plebejern, sondern auch den Patrizieren gegen-  
über und kann sich bei dieser Willkürhaftigkeit, welche über die  
Römer hinaus das Amt des Decuriorum zur Grundlage einer  
uneingeschränkten Herrschaft machen will, lange Zeit auf das  
Heer führen. Doch auch diese Größe bringt zusammen, als er nicht die Machtkräfte des Tyrannen, sondern auch die Ge-  
walt einer Lebenskraft befriedigen will, die er für Virginia, die  
Tochter des Virginius,deg; durch die hinterlistige eines seiner  
Schüler, Marcus, der Virginia unter einem Scheinbrand für seine  
Tochter ansieht, sich auf die Dauer nicht bestehen kann, während  
andererseits gewiß auch manche einschlächtig und dazu getrieben werden, ihr inneres Leben zu verschleiern, d. h. zu brausen; die Geheimungsklumperei wird gepflegt. O, du mein Österreich, was soll aus dir werden, wenn deine Bürger in Pessimismus und Geheimungsklumperei ihre  
moralische Kraft einzählen, und diese ist doch die stärkste Glücksbringerin Gemeinschaften.

Diese Gedanken bringen sich und auf, als wir die beiden Dramen des Düsseldorfer Dichters Friederich Röder: „Appius Claudius“ (zweite Auflage, Julius Böve, Leipzig, 1898) und „Die Gräfin von Toulouse“ (zweite Auflage, Julius Böve, Leipzig), durchlesen — Dramen, die von einem sehr  
meritigen dramatischen Ton zeugen, welches demjenigen mancher  
erfolgreichen Büchnerdramen, die das gleiche Geschehen  
durchaus nicht nachsteht. Doch sie sind nicht auf die Bahn ge-  
langt, wo die Kugeln rollen, die alle Neuen werfen aber vor  
mindestens ein Schub mit ziemlichem Erfolg in Rödericht.  
Sie bewegen sich ganz außerhalb der theatralischen Regel-  
bahn, obwohl die beiden vorliegenden Stücke teilswohl dem  
Theater mit offiziellerem Trost den Rücken kehren; sie sind im  
Gang des Büchnerkreis und eine Einrichtung derselben würde  
wenig Schwierigkeiten bieten. „Appius Claudius“ ließe sich  
leichter in Szene setzen als die Shakespeare'schen Römerstücke,

an welche wir durch einzelne Szenen des Röder'schen Dramas  
erinnert werden, was die Kraft der Charakterzeichnung und die  
Energie des dramatischen Wurzes betrifft. Der Held Appius  
Claudius ist ein eiserner Charakter, ein tapferer Arbeiter, aber  
ein Diktator, der in Rom selbst Alles nieberlegt, was seine Be-  
strebungen streng, König von Rom zu werden; rücksichtlos tritt  
er nicht nur den Plebejern, sondern auch den Patrizieren gegen-  
über und kann sich bei dieser Willkürhaftigkeit, welche über die  
Römer hinaus das Amt des Tyrannen, die er für Virginia, die Tochter des Virginius,deg; durch die hinterlistige eines seiner  
Schüler, Marcus, der Virginia unter einem Scheinbrand für seine  
Tochter ansieht, sich auf die Dauer nicht bestehen kann; er sagt zu den  
Patrizieren: „Ich bin nicht der Schrecke des Helden werb“.  
Sich um sie zu kümmern. Eine offene Thür führt nur von der  
Zagatpresse in die Literaturgeschichte; was aber unter den  
Redaktionsschreibt — und das geben die meisten nicht auf  
die Bahn — ist auch für die Literaturgeschichte und  
die Röder'sche Geschichte und für die Röder'sche

Dramatik nicht genug, sie abzuhalten  
Von unsfern Theoren; nein, wir sind gebraucht,  
Doch uns zu unterwerfen diese Schule,  
Doch sie zur Weltgebet ein werden könnte.  
Und jetzt wird wie ein Gott der Wölfe und,  
Zerrissen von Partien, verzerrt  
Die eigene Kraft in unfruchtbaren Haber.  
Och reift die Hand Euch hin, schlägt ein, Quiriten!  
Und Rom erhöhe ich eine Höhe des Raumes.  
Was jetzt über Euch ist, ist nur der eine Mann,  
Der Alles, was sich feindlich hört und drängt,  
Zusammenfaßt in seiner harren Hand  
Und lenkt zu einem Ziel — der König fehlt.

Diese Worte, die zugleich Röder's markiger Diction eine  
beweiskräftige Probe geibt, zeigt und den Helden des Dramas in  
einem sehr kleinen theatralischen Interesse hinausgezogenen  
Streben; als ihn aber die Liebesbegegnung erfüllt; er hat, wie er im  
Vorwort sagt, in der jüngst neuen Bearbeitung das Männchen und  
jeden Zweck auf das aufgelöst, um den Gesetz zu ent-  
heben, den Ernst der Handlung und die ethische Wirkung in das  
Männchenheit zu verflüchtigen. Der zu Grunde liegende Stoff,  
die Umwandlung eines tragischen und komödialen Frauenszenes  
durch die Art des Lebens oder die scheinbare Grausamkeit des  
Mannes, ist so gut bei allen Wölfen in den verschiedenen Formen  
zur Darstellung gekommen; von seiner letzten Seite aufgezogen,  
degegen er uns in Shakespeare's „Jährling der Wider-  
sprüchten“.

Die Widerstände in unserem Drama ist Isabella, die junge  
Gräfin von Toulouse. Sie weigert sich, dem Wunsche ihres  
Vaters zu gehorchen und sich dem Sohne des Grafen Alvaro zu  
vermählen, obwohl durch einen solchen Bund ein langjähriger  
Krieg zu verschärfen Ende geführt werden würde. Da greift  
ein altherdiges männliches Motiv in die Handlung ein. Der  
verschwundene Prinz erhebt als Röder Philipp und gewinnt das  
Herz der jungen Isabella; er lädt sich mit ihr trauen, führt sie durch  
Sturm und Wellen in eine würtige Hütte, bis sie Alles  
im Licht der verklärten Liebe sieht und ihrem früheren Hoch-  
mut brent. Dann lä